

Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter

Herausgeber: Akademia Olten

Band: 32 (1974)

Artikel: Christkatholische Gedenkfeiern : zur Erinnerung an die Hundertjahrfeier der christkatholischen Kirche in Olten

Autor: Ackermann, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-658534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Christkatholische Gedenkfeiern

Zur Erinnerung an die Hundertjahrfeier der christkatholischen Kirche in Olten

Die Zeit vom Winter 1972 bis zum Frühjahr 1973 gab sowohl den Christkatholiken in der ganzen Schweiz als auch den Christkatholiken von Olten Anlass zu Gedenkfeiern.

Die erste dieser Feiern fand am 3. Dezember 1972 statt. Sie stand im Zeichen der Erinnerung an jenen ersten Dezembertag des Jahres 1872, da die Delegierten des schweizerischen Vereins freisinniger Katholiken sich in der Oltner Stadtkirche versammelt hatten, um den Beschluss zu fassen, auch in der Schweiz – wie das zuvor schon in Deutschland in Gang gekommen war – christkatholische Gemeinden zu gründen und zugleich eine Reihe kirchlicher Reformen an die Hand zu nehmen. Die Bedeutung dieses Rückblicks wurde in verschiedener Hinsicht gewürdigt:

Bundesrat Dr. H. P. Tschudi hielt als Vertreter unserer obersten Landesbehörde zu Beginn der Nachmittagsveranstaltung im Stadttheater eine Rede, in der er dem Wirken der christkatholischen Kirche in diesen hundert Jahren Anerkennung zollte, insbesondere ihrer Pionierarbeit für die Oekumene gedachte und dann im Allgemeinen auf die allen Kirchen bevorstehenden Aufgaben hinwies und dabei ausführte:

«Neben dem Glauben an die Machbarkeit der Zukunft tritt die Angst vor der Ungewissheit des Morgens angesichts einer Entwicklung, die für den Einzelnen immer weniger überschaubar wird. Un-artikulierte Befürchtungen der Menschen über ihre Zukunft haben ihre Rückwirkungen bis weit in das

politische Tagesgeschehen hinein. In dieser Welt des Wandels und des Umbruchs mit den ihr innewohnenden Kräften der Selbstzerstörung hat die Verantwortung des Menschen für seine eigene Zukunft in ungeheurer Masse zugenommen. An die Verpflichtungen zu erinnern, die sich für den Einzelnen wie für die menschlichen Gemeinschaften aus dieser Situation ergeben: darin erweist sich die gesellschaftspolitische Bedeutung des christlichen Glaubens in dieser Zeit. Den Befürchtungen und



Pfarrer Peter Bläsi



Pfarrer Eduard Herzog

der Angst setzt dieser Glaube die christliche Hoffnung entgegen. Christliche Hoffnung bedeutet aber nicht ein passives Warten auf ein gnädiges Schicksal, vielmehr verlangt sie vom Gläubigen, noch heute konkret mit seinem Handeln zu beginnen, im Vertrauen auf die Verheissung des neuen Himmels und der neuen Erde. Auch wenn des Christen Hoffen nicht auf diese Welt gestellt ist, so kann er sich seiner Mitverantwortung bei der Gestaltung nicht entziehen.

Wenn es zutrifft, dass in einer weitgehend säkularisierten Umwelt christlicher Glaube in Zukunft mehr und mehr zu einer «Minderheitsüberzeugung» wird, dann hängt seine Wirksamkeit weniger davon ab, wie gross die Zahl derer ist, die sich zu ihm bekennen, als von der Tiefe des persönlichen Engagements eines jeden Einzelnen.»

Aus ähnlichen Überlegungen hatte man an der Gedenkfeier darauf verzichtet, eine besondere geschichtliche Rückschau zu veranstalten. Man versuchte in einem an die bundesrätliche Rede anschliessenden Podiumsgespräch, sich der verschiedenen Aspekte dieser Gegenwarts- und Zukunftsaufgabe der Kirche bewusst zu werden und die Gestaltung des die Tagung abschliessenden Gottesdienstes der Jugend anzuvertrauen.

Dass bei dieser Gedenkfeier auch die solothurnische Regierung – vertreten durch Kultusdirektor Dr. Alfred Wyser – sich zum Wort meldete, lag in

der Natur der Sache, hatte doch das Solothurner Rathaus vor hundert Jahren Entscheidendes dazu beigetragen, dass die christkatholische Bewegung in Gang kommen konnte.

Obschon um 1870 die Haltung des schweizerischen Protestantismus dem Altkatholizismus gegenüber sehr stark auseinanderging, sind dann doch recht bald enge Verbindungen entstanden, vor allem durch die christkatholische Fakultät an der Universität Bern und da besonders durch das Wirken der Professoren Arnold Gilg und Ernst Gaugler, dann aber auch durch die Zugehörigkeit zum Weltkirchenrat in Genf, so dass die Anwesenheit von Pfarrer Walter Sigrist als Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes eigentlich selbstverständlich war.

Weniger selbstverständlich hingegen war die Präsenz der römisch-katholischen Kirche. Dass die Bischofskonferenz es sich nicht nehmen liess, den aus unserer Nachbarschaft stammenden Einsiedler Abt Dr. Georg Holzherr zu delegieren, war um so bemerkenswerter, als die Spaltung unter den Katholiken vor hundert Jahren nicht nur eine für beide Teile äusserst schmerzliche Auseinandersetzung mit zahlreichen Begleiterscheinungen brachte, sondern auf christkatholischer Seite auch eine ausgesprochene Klosterfeindlichkeit mit im Spiele war. Die Anwesenheit und das Grusswort von Abt Georg scheinen uns ein Zeichen dafür zu sein, dass die römisch-katholische Kirche den Christkatholiken die Fähigkeit zutraut, ihre eigenen Positionen neu zu überdenken und sie dort zu korrigieren, wo sie in zeitbedingter Einseitigkeit befangen waren, ebenso aber auch, dass die römisch-katholische Kirche im Gefolge des zweiten Vatikanischen Konzils zu erkennen gibt, dass das Problem der Unfehlbarkeit der Kirche im allgemeinen und ihr Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes im besonderen – der Streitpunkt vor 100 Jahren – auch bei ihr nicht bewältigt ist, vielmehr neuer Besinnung und allfälliger Korrektur bedarf.

Die Bedeutung des Gedenktages wurde schliesslich ebenso unterstrichen durch die Anwesenheit der Delegierten der internationalen altkatholischen Bischofskonferenz mit ihrem Präsidenten, Erzbischof Marinus Kok aus Utrecht und durch die Mitwirkung der Massenmedien, wobei das Schweizer Fernsehen mit der Übertragung des Hauptgottesdienstes in Farbe zum ersten Mal selber ein solches Unternehmen wagte.

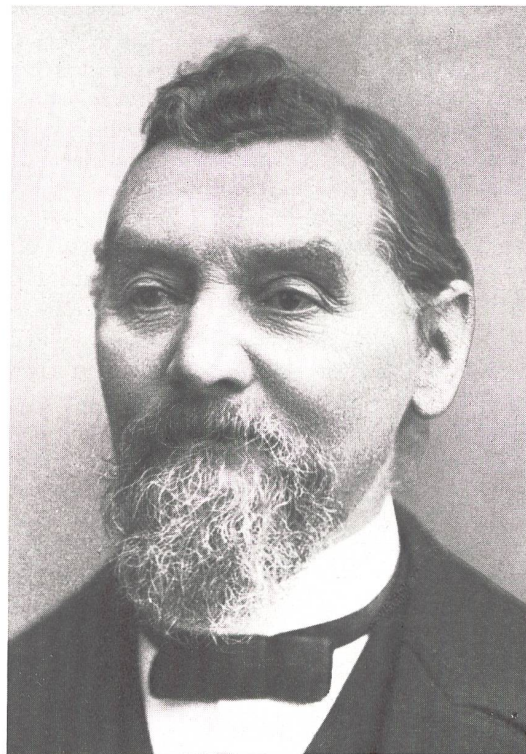
Für die Kirchgemeinde Olten ergab sich am Palmsonntag 1973 ein weiterer Anlass zu einer Gedenkfeier. Zusammen mit Delegationen der römisch-katholischen und der evangelisch-reformierten Kirchgemeinden, der Einwohner- und der Bürgergemeinde gedachte sie der hundertsten Wiederkehr

jenen Tages, da Eduard Herzog als erster christkatholischer Pfarrer in der Stadtkirche installiert worden war.

Zum Verständnis der Zusammenhänge muss hier nun doch ein wenig Geschichte rapportiert werden. Da Eduard Herzog nicht nur der erste christkatholische Pfarrer in Olten war, sondern auch der erste Bischof der christkatholischen Kirche der Schweiz, und da er ausserdem von Anfang an eine Schlüsselposition einnahm in der Auseinandersetzung um die Beschlüsse des Ersten Vatikanischen Konzils 1869/70, soll er auch im Mittelpunkt dieses Rückblicks stehen.

Eduard Herzog ist am 1. August im luzernischen Teil des Seetals, in Schongau, nahe der aargauischen Grenze, zur Welt gekommen. Der Bruder seiner Mutter, Josef Burkard Leu, damals bereits Stiftsprobst zu St. Leodegar in Luzern, nahm den vierzehnjährigen Eduard in seinem Hause auf, als dieser ins Luzerner Gymnasium eintrat. Das Wesen dieses liberalen katholischen Geistlichen, der in führender Stellung die kirchlichen und politischen Kämpfe der vierziger- und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts mitgemacht hatte, prägte den Jüngling sicher mindestens so sehr wie es das fromme und geistig aufgeschlossene Elternhaus getan hatte. Eduard Herzog begann in Luzern sein Theologiestudium, setzte es nach des Onkels Tod an verschiedenen Universitäten in Deutschland fort, wurde dann in Solothurn zum Priester geweiht und kam als Religionslehrer ans luzernische Lehrerseminar in Rathausen. Nach der Aufhebung dieser Anstalt bereitete er sich in Bonn darauf vor, die Stelle eines Professors für Exegese und Kirchengeschichte am Priesterseminar in Luzern zu versehen. Am 18. September 1868 erfolgte seine Ernennung. Dem erst 27jährigen Professor flogen die Sympathien nur so zu. Glänzende Lehrerfolge begleiteten seine akademische Tätigkeit. Predigt und Beichtauftrag in der Jesuitenkirche festigten sein Ansehen unter den besten Kreisen Luzerns. Im Sommer 1870 fasste das Erste Vatikanische Konzil seine letzten Beschlüsse. Sie fixierten die Lehrunfehlbarkeit und den Rechtsprimat des Papstes. Diese Beschlüsse hatten Reaktionen zur Folge, die zunächst in Deutschland sehr rasch zur Bildung von katholischen Gemeinden führten, welche die vatikanischen Lehrsätze ablehnten. In der Schweiz geschah vorerst nichts. Zwar hatte Eduard Herzog schon 1870 mit drei Luzerner Gesinnungsfreunden ein kirchliches Kampfblatt gegründet, die «Katholische Stimme aus den Waldstätten». Dass ihn diese Gesinnungsfreunde einer nach dem andern im Stiche liessen, dass so viele nicht zu ihrer Meinung stehen wollten, wenn es darauf ankam, dass seine berufliche Tätigkeit ihn schliesslich in einen unerträglichen Zwiespalt führte, das alles veranlasste

ihn im Herbst 1872, sich dem altkatholischen Komitee in Köln als Priester zur Verfügung zu stellen und am 23. September seinem Oberhirten, Bischof Eugenius Lachat in Solothurn, einen Abschiedsbrief zu schreiben. In diesem Brief schildert er seine Lage. Er steht unter dem deprimierenden Eindruck, dass in der Kirche «die Gleichgültigkeit in erschreckendem Masse um sich greift». Diese Gleichgültigkeit und die Untätigkeit der gegen die vatikanischen Dogmen eingestellten Katholiken hatten ihn jede Hoffnung aufgeben lassen, als katholischer Geistlicher je wieder in der Schweiz seinem Gewissen gemäss wirken zu können. So nahm er – ein seinem schweizerischen Vaterlande von Herzen treu ergebener Bürger – Abschied von der Heimat und ging nach Krefeld, wo er eine Stelle als altkatholischer Pfarrer angenommen hatte. Eduard Herzog schreibt über diesen Abschied selber: «Ich schäme mich nicht, es zu sagen, dass ich auf der Reise nach Krefeld von Luzern bis Basel geweint habe wie ein Kind: Ich glaubte für immer von der Heimat Abschied genommen zu haben, weil ich als katholischer Priester leben und sterben wollte und nicht mehr hoffte, in der Schweiz als solcher eine Beschäftigung zu finden, wenn ich mich nicht dazu entschlosse, wenigstens zum Schein die neuen Dogmen anzuerkennen». Er ahnte nicht, wie nahe eine Wendung der Dinge bevorstand.



Redaktor Peter Dietschi



Professor Werner Munzinger

Am 26. Oktober 1872, einen Monat nach der Abreise Eduard Herzogs, suspendierte und exkommunizierte Bischof Lachat den Pfarrer von Starrkirch, Paulin Gschwind, der – wie der schon anderthalb Jahre zuvor exkommunizierte Luzerner Strafhospfarrer Johann Baptist Egli – öffentlich gegen die vatikanischen Dogmen protestiert hatte. Professor Walter Munzinger in Bern, die treibende Kraft der Unfehlbarkeitsgegner, berief nun auf den 10. November eine Sitzung des Zentralkomitees des schweizerischen Vereins freisinniger Katholiken nach Olten ein und sprach an einer abendlichen Versammlung in der «Krone» über die «Mittel und Wege zur Wiederbelebung des religiösen Lebens auf der Grundlage der alten christlichen Lehre». Dabei regte er an, die Delegierten des Vereins auf den 1. Dezember 1872 nach Olten aufzubieten und auf diesen Tag den deutschen Professor Dr. Hubert Reinkens – den nachmaligen ersten altkatholischen Bischof Deutschlands – einzuladen, in einem Vortrage «dem Volke die religiöse Direktive zu geben». Zugleich bemühte sich der damals 43jährige Berner Professor, zusammen mit seinen Oltner Jugend- und Gesinnungsfreunden die Berufung eines neuen Pfarrers in Olten zu betreiben. Aus diesem Kreis seien besonders erwähnt der Apotheker Emil Schmid, der spätere Regierungsrat Albert Brosi, der Arzt Dr. Adolf Christen, der in Tübingen Eduard Herzog kennen

gelernt hatte und schliesslich Peter Dietschi, der Redaktor des «Volksblattes vom Jura», der schon im Jahre darauf die «Katholischen Blätter» gründete und damit der jungen Bewegung das geeignete Sprachrohr zur Verfügung stellte. Die Möglichkeit für eine Pfarrwahl bot allerdings erst ein staatliches Pfarrwahlgesetz, da die Besetzung der Oltner Pfarrstelle dazumal in die Kompetenz des Chorherrenstiftes St. Leodegar in Schönenwerd fiel. Am 22. Dezember 1872 nahm das Solothurner Volk das neue Pfarrwahlgesetz mit 7585 gegen 6083 Stimmen an. Das Gesetz beschränkte die Amtsdauer der bisher auf Lebenszeit erkorenen Pfarrer auf 6 Jahre und machte die Wiederwahl zur Pflicht. Ausserdem gab es den Gemeinden die Möglichkeit, beim Regierungsrat vor dem Ablauf dieser 6 Jahre eine neue Wahl zu beantragen. Dieses Gesetz erlaubte der Regierung, dem Begehren der Oltner katholischen Kirchgemeindeversammlung vom 9. März 1873 stattzugeben, Pfarrer Eduard Herzog in Krefeld als Pfarrer von Olten zu berufen. Pfarrer Herzog kehrte von Krefeld zurück und wurde an Ostern 1873 in der Stadtkirche installiert.

Bevor wir den Ereignissen in Olten weiter folgen, sei hier der weitere Lebensweg Eduard Herzogs skizziert: Ende 1874 wurde er neben dem Oltner Pfarramt mit der Professur für Neues Testament an der neugegründeten christkatholisch-theologischen Fakultät der Universität Bern betraut. Im Frühjahr 1876 vertauschte er das Pfarramt von Olten mit demjenigen in Bern, wurde darauf am 7. Juni an der in Olten tagenden Nationalsynode der christkatholischen Kirche der Schweiz zu deren erstem Bischof erwählt und als solcher am 18. September in Rheinfelden konsekriert. Im hohen Alter von 83 Jahren ist er am 26. März 1924 in Bern gestorben. Er hat weit über die Grenzen seiner Kirche hinaus das Bild eines wahrhaften Hirten seiner Herde und eines wirklichen Bischofs hinterlassen. Selbst von römisch-katholischer Seite ist ihm unlängst attestiert worden, dass er «versucht hat, Schritt für Schritt jene Reformen einzuleiten, die seinem Ideal einer Neuorientierung am Bilde der alten Kirche entsprachen, dass er innerhalb seiner Pfarrei und auch ausserhalb derselben Tendenzen entgegentrat, die nicht von seinem kirchlichen Ethos getragen waren, und dass er dem unklaren, theologisch unartikulierten Drängen der reformfreundigen katholischen Liberalen den religiösen Halt gegeben und sie in einer Gemeinschaft gesammelt hat, in der er lebens-, aber auch verfassungsmässig katholisches Erbe gehütet hat». Noch unter der Mitwirkung von Eduard Herzog hatte die katholische Gemeinde von Olten am 4. April 1875 ihren Beitritt zur christkatholischen Kirche der Schweiz erklärt. Am 18. Dezember 1882

konstituierte sie sich als christkatholische Kirchgemeinde in ihrer heutigen Form, und am 13. Dezember verzichtete die inzwischen ebenfalls errichtete römisch-katholische Kirchgemeinde gegen eine entsprechende Entschädigung auf alle ihre Eigentums- und Benützungsansprüche an Kirche und Pfarrhaus.

Mit diesen wenigen Sätzen wird eine Entwicklung ins Blickfeld gerückt, die viel Schweres und Schmerzliches mit sich gebracht hat. Zwar sind die Wunden, die sich die Katholiken von Olten in der Auseinandersetzung über das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit geschlagen haben, vernarbt. Aber es wäre doch wohl zuviel behauptet, wenn man sagen wollte, von den Narben wäre keine Spur mehr zu entdecken. Wir sind uns dessen bewusst, dass genau das nämliche Gefühl der Aussichtslosigkeit und der Verzweiflung, das im Herbst 1872 den Luzerner Professor Eduard Herzog von der Heimat Abschied nehmen liess, nun auch über seine Gegner und ihre Exponenten in der Schweiz kam und ihnen harte Prüfungen auferlegte.

In der selben Woche, da Eduard Herzog aus seinem halbjährigen Exil in Deutschland zurückkehrte, musste sein ehemaliger Bischof Eugenius Lachat sein bischöfliches Palais und seine Kathedrale in Solothurn verlassen und im Pfarrhaus zu Altishofen Zuflucht suchen. Und bevor Eduard Herzog als neugewählter Oltner Pfarrer im Pfarrhaus an der Kirchgasse Einzug hielt, hatte sein «weggewählter» Vorgänger, Pfarrer Peter Bläsi, dieses Haus zu räumen, seinem Nachfolger die Kirchenschlüssel, die Pfarrbücher und das alte Pfarrsiegel zurückzulassen und den hellen, festlichen Raum der Stadtkirche für die Abhaltung der Gottesdienste zu vertauschen mit den Wohnstuben seiner Getreuen.

Das war für Pfarrer Bläsi sehr bitter und wohl kaum zu verstehen. Er hatte es in seiner Tätigkeit verstanden, sich mit grosser pastoraler Anpassungsfähigkeit viele einflussreiche Freunde zu machen in unserer Stadt. Und gerade diese Freunde liessen ihn nun fallen. Er scheint nicht realisiert zu haben, wie ernst es diese Freunde mit ihren kirchenpolitischen Reformgedanken im Grunde ihres Herzens meinten. Ja, der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, dass Pfarrer Bläsi selber vielleicht allzulange den Eindruck erweckt hatte, die Gedanken seiner Freunde wären unter Umständen auch für ihn annehmbar. Aber nun, da sich seine Freunde entscheiden mussten, erwiesen sie sich als prinzipienfester und konsequenter als er vermutet hatte. «Sein persönlicher Charme – so schreibt Victor Conzemius –, seine Liebenswürdigkeit und seine guten Beziehungen retteten ihn nicht. Eine Tragik liegt über der Gestalt dieses Geistlichen, der innert weniger Monate aus der

Reihe der Honoratioren in die Rolle des Verfeimten hinabgestossen wird und seine kleine Herde in einer Notkirche sammeln muss. Er hatte den aner kennenswerten Mut, in Olten zu bleiben, und ist hier am 21. Juni 1884 gestorben.»

Der konfessionelle Riss ging mitten durch die Familien, Verwandtschaften und Freundschaften und er vergiftete die Atmosphäre im Aarestädtchen auf lange Zeit; er bürdete vielen Menschen hüben und drüben schwere Lasten auf und verunmöglichte auf Jahrzehnte hinaus das Gespräch zwischen den beiden Konfessionen. Dessen eingedenk machte die christkatholische Kirche und mit ihr auch die Oltner Gemeinde das hundertjährige Gedenken bewusst nicht zum Jubiläum, sondern zu einer Feier der Erinnerung. Es ging darum, sich bewusst zu machen, wie unerbittlich hart vor hundert Jahren gerungen werden musste um Dinge, die heute über die Grenzen der Konfessionen hinweg verwirklicht worden oder doch als sinnvolle Forderungen erkannt worden sind: Die Mitverantwortung der Laien in der Kirche, die Bedeutung des synodalen Elementes in der Kirche, die Anerkennung der andern Konfessionen als vollwertige Teile der einen Christenheit, die Verwendung der Volkssprache in der Liturgie, die für den christlichen Glauben und die christliche Frömmigkeit fundamentale Bedeutung der Heiligen Schrift. Es ging darum, sich dieser Entwick-



Dr. Adolf Christen

lung bewusst zu werden und dafür zu danken, aber auch, sich klar zu machen, zu welchen Opfern man unter Umständen bereit sein muss, wo es um die innerste Überzeugung, um den Glauben geht, ja, dass die Fehlentwicklungen der Geschichte und die Zwänge der Vergangenheit nur dann zu überwinden sind, wenn der tragende Grund des christlichen Lebens eben jener Glaube an den einen Herrn ist, der durch den Tod hindurch in der Auferstehung alle Verhängnisse schon überwunden hat.

Wenn uns heute immer noch und immer wieder unser konfessionelles Getrenntsein anfigt und belastet und das Auf und Ab in den Beziehungen der Konfessionen uns ermüden will und uns oft den Eindruck gibt, unsere Probleme würden nie gelöst werden können, so kann uns eine Besinnung – beispielsweise auf den Gang der Dinge in diesen hundert Jahren – vielleicht doch ein wenig helfen: Neue Zuversicht zu gewinnen, dass das alles noch lange kein Grund ist, die Hoffnung aufzugeben, dass unser gemeinsamer Herr uns gegen alle menschliche Hoffnung dorthin führt, wo seine Verheissung wahr wird: Ein Hirt und eine Herde.

Unser letztes Bild gebe dieser Hoffnung Ausdruck: Zwei Bischöfe schreiten aus der Stadtkirche in den Alltag hinaus. Bischof Dr. Urs Kury hat das Amt der Erinnerungsfeier zelebriert. Diese Feier ist für

ihn sicher so etwas gewesen wie der Schlusspunkt auf seine 17jährige Amtszeit. Am 25. September 1955 ist er hier, in dieser Kirche, in der er zuvor 17 Jahre lang als Pfarrer gewirkt hatte, als Bischof geweiht worden. Als Bischof hat er gleich seinen Vorgängern Eduard Herzog und Adolf Kury unermüdlich daran gearbeitet, mit seiner Kirche zusammen sich unserer besonderen Aufgabe unter den christlichen Konfessionen bewusst zu werden und so zur Verständigung unter ihnen beizutragen. Er hat eine früher für unmöglich gehaltene Entwicklung in der römisch-katholischen Kirche erleben und deren Früchte ernten dürfen in der Form einer hochherzigen Öffnung dieser Kirche in vielfältigen Gesprächen und herzlichen neuen Beziehungen. Nun hat er seinen Hirtenstab an seinen Nachfolger, Bischof Léon Gauthier, übergeben. Dieser hat in seinem ersten Hirtenbrief unsere Lage zusammengefasst in das Motto «Unterwegs», und in seiner Predigt anlässlich der Erinnerungsfeier hat er dieses «Unterwegs» näher umschrieben mit dem Satz: «Vor hundert Jahren standen unsere Väter im Begriff, von der freisinnigen katholischen Bewegung her Kirche zu werden. Heute gilt es, eben aus Treue zum empfangenen und weiterzugebenden Glaubenszeugnis eine bewegliche Kirche zu werden. Wolle Gott unser Zeugnis glaubwürdig machen und segnen.»

Franz Ackermann

